

Erziehung mit Christus

Autor(en): **Weiss, A.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **19 (1933)**

Heft 51-52

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-539941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

niederer Ordnung nicht über sich brachte, ehe er den Glauben an ein wirklich existierendes Gut von höchster Vollkommenheit zurückerrang und in der Hoffnung auf zukünftigen Besitz auch die Kraft fand, am vielen, das uns hienieden verwirren möchte, mutig vorbeizugehen! Der hl. Thomas von Aquin hat die soeben ausgesprochene Wahrheit in die klassisch kurze aber gerade dadurch umso wuchtiger wirkende Form gegossen: „Die Sittlichkeit besteht im Hingang des vernünftigen Lebewesens zu Gott!“ Ohne Aufgeschlossenheit unserer Seele gegenüber dem, was Gott durch die Stimme des Gewissens und durch die Offenbarung zu uns spricht, gibt es keine Sittlichkeit — keinen Frieden — keine Kultur. Wahrhaftig: der Inhalt der Weihnachtsbotschaft ist gewaltig, und dies besonders, wenn man ihm in gründlichem Studium nahe zu kommen sucht.

Im Buche der Psalmen (118, 165) finden wir eine Friedensdefinition, welche das bisher Gesagte in interessanter Weise ergänzt. Sie lautet: „An Frieden reich sind jene, welche Dein Gesetz lieben, nichts wird ihnen zum Anstoss.“ Die Anrede ist an Gott gerichtet, der uns in seinem Gesetz in einzelnen Richtlinien gegeben, an Hand deren wir uns aus dem Chaos heraus, zur „Ruhe der Ordnung“ emporringen können. Dass der Wirrwarr das charakteristische Merkmal des Menschenlebens der Gegenwart ausmacht, wird niemand leugnen. Wer aber diese Tatsache ein Weilchen überdenkt, der kommt auf dem Wege der Schlussfolge unbedingt zum Ergebnis, dass der Stern von Bethlehem, der allen Völkern und allen Zeiten leuchtete, unserm aufgeklärten Jahrhundert noch etwas besonderes zu sagen hat; denn wenn bei der Fülle von Gesetzen, die uns im Geschehen der unbewussten Natur Bewunderung abnötigen, uns wirklich ein Gesetz fehlte, das auch in den Geist und in das Herz des Menschen Ordnung und Harmonie zu bringen vermag, dann wären wir die armseligsten Kreaturen der Schöpfung! Wären wir doch in diesem Falle zwar rings von Gesetzmässigkeit umgeben: uns selbst aber wäre die Wohltat einer klaren Orientierung versagt.

Damit wäre aber die Frage aktuell, ob denn die Erde wirklich nichts anderes sei als ein komfortables Irrenhaus. Der Stern von Bethlehem gibt uns auch auf diese aus dem Dunkel und Nebel der Jetztzeit aufsteigende Frage nicht nur eine, sondern die Antwort, indem Jener, der einst in jener hl. Nacht geboren wurde, von sich sagte: „Ich bin das Licht der Welt: Wer mir nachfolget, wandelt nicht in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ (Joh. 8, 12.) Dabei handelt es sich wohlverstanden nicht nur darum, ob dieses Licht Dir und ob es mir leuchte, und ob es Dich und ob es auch mich persönlich zum Frieden führe. Auch das Wohl der ganzen menschlichen Gesellschaft steht hier in Frage, von der Familie an aufwärts zur Verwandtschaft, zur Gemeinde, zum Staat, ja zur ganzen Völkergemeinschaft. Im kleinen wie im grossen Kreise von Menschen ist das Friedensproblem ebenso aktuell und brennend wie in Deiner und in meiner Brust. Wo „die Ruhe der Ordnung“ fehlt, da seufzt mit den Einzelmenschen auch die Gemeinschaft nach Frieden. Wir können uns darum nicht damit trösten, dass Du und ich zwar verschieden gear tet seien, dass aber doch der eine wie der andere seinen eigenen Frieden mit Christus gefunden habe. Denn wenn auch jedem Menschen eine kleine Welt gegeben ist, in der er unter ureigener — persönlicher — Anstrengung, einen Frieden mit Gott suchen und finden muss, so leben wir doch alle in der Gesellschaft. Auch unsere diesbezüglichen Beziehungen verlangen nach Frieden und darum auch nach einem Gesetz, das ob uns allen steht und kraft der ihm innewohnenden Sachlichkeit über Deine und meine

befangene Eigenliebe empor führt in jene Regionen, in welchen Du Dich nicht mehr vor mir und ich mich nicht mehr vor Dir, sondern in denen einfach wir alle uns vor dem Willen des Allerhöchsten zu beugen haben.

Stellen wir diese Aufgabe mutig hinein in jedes Milieu, in welchem die Selbstsucht der Parteien Kämpfe von unübersehbarer Härte heraufzubeschwören pflegt: auf den Spielplatz der Kinder, in die Spannungen unter den Familiengliedern und unter den einzelnen Ständen und Gesellschaftsklassen, in den Wettstreit der einzelnen Nationen und Rassen. Allen soll Anleitung zur Ordnung und so ein gangbarer Weg zum Frieden werden durch den Befehl Jesu an seine Apostel: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ (Matth. 28, 19.) Auch das gesellschaftliche Leben soll so von der Friedensbotschaft von Bethlehem durchsonnt werden. Das diesbezügliche Kulturprogramm Jesu war wirklich auch in der Breite bis zu Ende gedacht: — um im Rahmen der heutigen Zeit zu sprechen — sogar dem Völkerbund ist am ersten Weihnachtsfest das einzig gangbare Grundstatut gegeben worden. Und die Verpflichtung, es zu halten, liegt nicht nur in der Liebe, mit welcher der Sohn Gottes selbst um unseres Heiles willen auf die Welt gekommen ist, sondern auch im Gebot, das der Herr später uns allen gegeben hat: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“ (Math. 22, 39.) Ein jeder kommt in sich selbst nur zum Frieden, insofern er Gottes Gesetz liebt und befolgt. Aber auch die Gesellschaft gelangt nur zum Frieden, insofern sie in der Kirche — von der Welt unverwirrt — äusserlich gesammelt und innerlich belehrt und gestärkt, das in Bethlehem begonnene Friedens- und Erlösungswerk weiterführt und das in der Gottesgemeinschaft Empfangene auch in den Alltag hinausträgt.

Die Poesie des Weihnachtstages, deren Bann sich auch heute noch die wenigsten gänzlich entziehen möchten, ist kein blosser süsser Traum. Vielmehr ist in dem Ereignis, das wir feiern, die eigentliche und einzige Lösung des Welträtsels enthalten.

Erziehung mit Christus

Kein Ding ist so schwach, dass man daran verzweifeln, keines so unbedeutend, dass man es verachten dürfte. Verwendet man es am rechten Platz, bringt man es in die geeignete Umgebung und schafft ihm die nötige Unterstützung, so kann das kleinste gross werden, das wertloseste Nutzen stiften.

Jeder Landmann und Gärtner weiss das zu würdigen. Was kann es Schwächeres geben als unsere Schling- und Rankengewächse! Ueberlässt man sie sich selber, so wird nichts aus ihnen als wildes Wucherwerk, das besseren Pflanzen hinderlich im Wege steht und ihnen Licht und Luft entzieht. Pflügt man sie aber ihrer Natur gemäss und gibt man ihnen eine kräftige Stütze, so lohnen sie die angewandte Mühe mit überreichem Erfolg. Welch gefürchtetes Unkraut war bisher die Waldrebe! Und gerade an ihr hat die neuere Gartenkunst einen ihrer glänzendsten Triumphe errungen. Seitdem man gelernt hat, die wilde Hopfenranke an festen *Stützen* hochzuziehen, ist sie zu einem der wichtigsten und einträglichsten Kulturgewächse geworden. Vermählt man die kampanische Rebe mit der hohen Pappel, so steigt sie zu solcher Höhe empor, dass der Winzer, wie Plinius sagt, vor der Lese sein Testament machen muss, wächst fort, als ob sie kein Mass ihrer Entwicklung hätte, und gedeiht zu einer Stärke, dass keine Kraft sie mehr von der lieb gewordenen Stütze losreissen kann.

Und warum soll es denn mit dem Menschen anders sein?

Würden sich die Gelehrten, die Lehrer, die Philosophen, alle, die sich mit der Bildung des Menschen befassen, würden sich insbesondere jene, die darauf ausgehen, ein neues, tatkräftiges, ein den Bedürfnissen der Zeit gewachsenes Geschlecht heranzuziehen, würden sie sich bis zur Höhe dieser Einsicht erheben, die doch selbst dem Landmann zugänglich ist, so hätten wir nicht das Ueberhandnehmen der pessimistischen Welt- und Menschenverachtung in den gebildeten Kreisen zu beklagen.

Nun haben wir doch — so lauten ihre bitteren Klagen — an den unempfänglichen Menschen so hohe Worte über die Pflicht, sich als gebildet zu zeigen, verschwendet, dass wir wahrlich nichts weiter mehr sagen können. Aber offenbar ist es umsonst, dass wir ihm unsere schönen Lehren erteilen. Er müsste schon längst ein Weltwunder an Vollkommenheit sein, wenn er sie ausführen wollte. Aber entweder ist er so beschränkt, dass er unsern schönen Lehren unzugänglich, oder so verdorben, dass an ihm nichts mehr zu bessern, dass er also unserer Fürsorge nicht wert ist. Auf jeden Fall ziehen wir uns von ihm zurück und überlassen ihn seiner Verwilderung.

Also das ist das Endergebnis des neuen, mit so viel Lärm angekündigten Unternehmens, den Menschen ohne Hilfe der Religion auf eine höhere Stufe zu erheben, als er im Christentum errungen habe! Fürwahr ein Ausgang, der mit den grossen Worten des Beginns in gewaltigem Widerspruche steht.

Aber die Schuld liegt an der Verkehrtheit des Planes.

Er ging nämlich von einem doppelten Irrtum aus.

Einmal glaubten diese unberufenen Wunderärzte, den Kranken durch bloss Besprechung, d. h. mit hochtrabenden, leeren Worten, heilen zu können.

Dann aber verlangten sie von dem armen Menschen, der am Boden lag, gichtbrüchig und unfähig, sich zu regen, er solle auf ihr Wort hin gehen, ja bergsteigen, ohne dass es ihnen eingefallen wäre, ihm einen Stab oder einen *lebendigen Führer* zu geben, auf den er sich wenigstens stützen könnte.

Würde der Gärtner, der Landmann in seinem Fach also denken und handeln, dann würde wenig gedeihen. Aber der Baumzüchter, der Winzer ist klüger. Er gibt der schwachen Pflanze einen festen Rückhalt, und damit ist er seines Erfolges sicher.

Merkwürdig, dass sich die Erzieher und die Lehrer des Menschen, die doch das schwächste aller Gewächse zu bilden haben, dieser einfachen Weisheit nicht erschliessen. Und es könnte sie doch die tägliche Erfahrung des Lebens über die Grundwahrheit belehren, dass die besten Lehren für den Verstand allein den Menschen nicht stark genug zum Guten machen, dass man aber auch am Schwächsten nicht verzweifeln darf, wenn es gelingt, in der Erziehung seinem Charakter durch eine *feste Stütze* Sicherheit und Kraft zu verschaffen.

(Aus A. M. Weiss, Jesus Christus.)

Aus Irlands Geschichte

Der neueste (6.) Band des Grossen Herder* gibt einen sehr knapp gefassten, aber doch vortrefflich orientierenden Ueberblick über die Geschichte Irlands, die gerade jetzt, da die irischen Blauhemden so viel von sich reden machen, von besonderer Bedeutung sein dürfte, um so mehr,

* Der Grosse Herder. Nachschlagewerk für Wissen u. Leben. 4., völlig neubearbeitete Auflage von Herders Konversationslexikon. 12 Bände und 1 Welt- und Wirtschafts atlas. Lex.-8° Bisher Bd. I—VI und Welt- und Wirtschafts atlas. Einband: Halbleder und Halbfranz. Freiburg im Breisgau, Herder.

da unserer Lesergemeinde im allgemeinen die irische Geschichte wohl mehr nur bruchstückartig bekannt sein wird.

Die ersten Besiedelungsspuren reichen in Irland bis in die Altsteinzeit zurück. Aus der Jungsteinzeit stammen die zahlreichen Megalithbauten, Menhire und Dolmen einer langschädelligen Bevölkerung. Ums Jahr 2500 vor Chr. entwickelte sich infolge des Reichtums an Kupfer, Gold und Zinn in Irland, vielleicht veranlasst durch die Einwanderung einer kurzköpfigen Bevölkerung, eine reiche Bronzekultur. Anfangs wirkte sie sogar auf den skandinavischen Norden und Norddeutschland ein. Doch später geriet sie unter festländischen Einfluss. Mit dem Ausgang des 4. Jahrhunderts vor Chr. beginnt die Einwanderung von langköpfigen Kelten, den Trägern der grossbritannienisch-spätkeltischen Kultur, die in Irland bis ins Mittelalter weiterlebte.

Im 4. Jahrhundert vor Chr. wurde Irland von den keltischen Gälern besiedelt, die ein eigenartiges, auf den Clans (Gauen) beruhendes Staats- und Rechtswesen entwickelten. Früh zerfiel Irland in 5 (später 7) fast selbständige Königreiche. Der Gedanke einer einheitlichen Monarchie hatte sich beinahe durchgesetzt, als Heinrich II. die Fehden zwischen den irischen Königen benützte und — auf einen Freibrief Papst Hadrians IV. sich stützend — in Irland einfiel und sich als „Herrn von Irland“ huldigen liess (1171).

Die Herrschaft der anglo-normannischen Barone beschränkte sich lange auf das Pale (Dublin und Umgebung). Die Versuche der Iren, sie mit schottischer Hilfe zu vertreiben (1315—18), misslangen ebenso wie die der englischen Könige, die Verschmelzung der Eingewanderten mit den Eingeborenen zu hindern oder die nach Gewährung eines Parlaments (1295) immer unabhängiger werdenden „Kolonisten“ niederzuhalten. Unter Heinrich VIII. begann die Zertrümmerung des Clansystems, die Vernichtung der Grundlagen der Bildung durch Aufhebung der Klöster und die Zeit der Enteignung und „Pflanzungen“ von Protestanten. 1652 war Irland unterworfen, seine gälische Kultur vernichtet, seine Bevölkerung um ein Drittel zusammengeschnitten. Die Restauration der Stuarts (1660), für die Irland Partei ergriff, riss die Insel noch tiefer ins Unglück. Nach der Wiedereroberung durch Wilhelm III. begann die planmässige Vernichtung des irischen Handels und der Industrien und die Zeit der Strafgesetze, die die Katholiken politisch und wirtschaftlich entrechteten und zur Auswanderung trieben. Seit 1761 entstanden „Geheime Gesellschaften“, die die Guts- und Pfründenbesitzer verfeimten. 1791 der Klub der „Vereinigten Irländer“, der die Losreissung Irlands anstrebte. Die missglückte Landung der Franzosen in Irland (1796) und den Aufstand von 1798 benutzte Pitt, um das irische Parlament zu beseitigen. Durch Bestechung erreichte er im Februar 1800, dass das Parlament in Dublin die Union Irlands mit England beschloss, die am 1. Januar 1801 in Kraft trat.

Der Kampf um die Aufhebung der Union wurde von O'Connell aufgenommen, nachdem er in langen Kämpfen den Katholiken die politische Gleichberechtigung gesichert hatte (Emanzipationsgesetz 1829). Unter dem Druck englischer Zwangsgesetze und aus Furcht vor Gewalttätigkeiten brach er den Kampf auf seinem Höhepunkt ab

VI. Band: Hohe Rhein bis Konsequenz. Mit vielen Bildern im Text, 28 Rahmenartikeln und 20 Bildseiten. (VI S., 1726 Sp. Text u. 170 Sp. Beilagen: 18 mehrfarbige Stadt- bzw. Planbeilagen, 10 mehrfarbige Kunstdrucktafeln, 16 Schwarzdrucktafeln, 1 mehrfarbige Offsettafel und 4 einfarbige Tiefdrucktafeln; zusammen 1898 Bilder.) 1933. In Halbleder 34.50 M.; in Halbfranz. 38 M.